



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Richter, Albert: Gottsched und die deutsche Sprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

griechischen Mythos verständlich sind; anderseits sind jedoch auch auf dem Dubar-Istarverhältnis beruhende babylonische Allegorien in die Heraklessage übergegangen, welche dort schlechterdings unerklärlich sind.

So schon das Stiergefecht. Istar bittet ihren Vater Sin-Anu, den Mondgott, um Rache; er sendet den Stier. Das Sternbild des Stiers ist das des Monats April, in welchem die Getreideernte vorgenommen wurde. Die Erlegung des Stiers bedeutet daher nichts andres als das Werk der Getreidereise und Erntearbeit. Die nach der Tötung vorgenommene Opferung des Ungeheuers erinnert deutlich genug an den religiösen Kultus des Erntedankfestes, das noch im Volke Jahwehs eins der drei wichtigsten Jahresfeste war.

Für Hellas konnte diese Allegorie nicht verständlich sein. Denn erstlich lag es dem Griechen überhaupt fern, den Stand der Sonne in seine Sage hineinzuziehen; zweitens fiel die Ernte dort später und hatte mit dem Stande der Sonne im Stier nichts zu schaffen. Gleichwohl hat die griechische Mythologie das Stiergefecht übernommen, aber in der Weise, daß es naturmythisch sich nicht erklären läßt. Wollen wir eine Erklärung suchen, so müssen wir es auf dem Gebiete der Zivilisation thun. Der kretische Minotaurus ist das Sinnbild der auf der Insel seit alter Zeit herrschenden Staatskultur, deren Übertragung nach Griechenland dem Nationalheros zugeschrieben wurde. Herakles ist im griechischen Mythos nicht mehr allein der Vertreter des Sonnenlichtes und seiner Wirkungen, sondern auch der Vertreter der Zivilisation.

Mit der Erlegung des Stiers schließt der erste Teil der Dubarsage ab. Bis hierher war Dubar der siegreiche Held, seiner Feindin überlegen. Die Sonne hat eben bisher nur die wohlthätige Seite ihrer Kraft gezeigt, welche in der Getreidereise ihren höchsten Grad erreicht. Nun aber tritt eine Wendung ein und führt zu dem zweiten Teile der epischen Darstellung.



Gottsched und die deutsche Sprache.

Von Albert Richter.



er über Gottsched und wer gar über dessen Verdienste um deutsche Sprache oder Litteratur sprechen will, muß leider noch immer darauf gefaßt sein, in den Mienen seiner Zuhörer einen spöttischen Zug zu finden und der Frage zu begegnen: Was kann von Gottsched Gutes kommen? Man kann auch in Litteraturgeschichten neuester Zeit noch den wegwerfendsten Urteilen über Gottsched begegnen, obgleich

Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ und Danzel in seinem Buche „Gottsched und seine Zeit“ längst nachgewiesen haben, daß Gottsched um deutsche Litteratur und Sprache sich große Verdienste erworben hat, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher Gottsched der Chorführer der deutschen Litteratur war, nicht nur in dem Sinne, daß er sie äußerlich beherrschte, sondern auch in dem tiefern, daß er, was ihr not that, am besten und vielleicht allein einsah. Das änderte sich aber plötzlich; so schnell Gottsched zur Höhe seines Ruhmes hinaufgestiegen war, so schnell sank er auch wieder davon herab, und seine Verkennung war eine geschichtliche Notwendigkeit. Aus einem Wegweiser und Pfadfinder, aus einem Führer zu höhern Zielen, war er plötzlich zum Vertreter einer vergangenen Zeit, zum eifrig fortschaffenden Bearbeiter einer bereits gelösten und zwar zumeist von ihm gelösten Aufgabe geworden. Gottsched war ein so gründlicher und strenger Schulmeister, wie er seiner Zeit not that; als aber Sprache und Litteratur seiner Zucht entwachsen waren, als sie selbständig fortschritten, und zwar auf Grund dessen, was er sie gelehrt hatte, und als er gleichwohl sie noch immer schulmeistern wollte, da fand man sein Wirken kleinlich, ihn selbst lächerlich. Dieser letzte Eindruck von Gottscheds Wirken ist der Nachwelt noch lange allein im Gedächtnis und im Bewußtsein geblieben, und was Gottsched früher gethan hatte, hat man darüber vergessen. Wenige Monate vor seinem Tode war Lessings Laakoon erschienen, und wenige Monate darnach begann die Hamburgische Dramaturgie zu erscheinen. Solchen Werken gegenüber mußten Gottscheds Lehrbücher ebenso verschwinden, wie sein „Sterbender Cato“ vor Lessings Dramen; aber Lessing steht auf Gottscheds Schultern, seinen Dramen und seiner Dramaturgie war Gottscheds Bühnenreinigung vorangegangen, und deren Früchte hatte Lessing in den Aufführungen der Neuberschen Truppe schon als Leipziger Student genossen.

Gottscheds Verdienste um die deutsche Sprache sind nicht geringer als die um die deutsche Litteratur. Ganz abgesehen von dem Einflusse, den Gottscheds Wirken auf Bildung und Wesen einer allgemeinen deutschen Schriftsprache gehabt hat, sollte man nicht vergessen, daß er es gewesen ist, der der deutschen Sprache wieder Achtung und Anerkennung verschafft hat in einer Zeit, wo man sich ihrer in den vornehmeren Kreisen des Volkes schämte; man sollte nicht vergessen, daß es seinem Einflusse vorzugsweise zu danken ist, wenn jene süddeutschen Landschaften, die sich aus religiösen Gründen der Spracherneuerung Luthers verschlossen hatten, im achtzehnten Jahrhundert anfangen, an der Weiterentwicklung der deutschen Schriftsprache und damit an den Segnungen der deutschen Bildung teilzunehmen. Was Leibniz nur geplant hatte, das setzte Gottsched ins Werk. Seine Reise nach Wien war ein für deutsche Litteratur und Bildung gar wichtiges Ereignis. Ist es Gottsched auch nicht gelungen, Wien für Deutschland zu dem zu machen, was Paris für Frankreich war, so fanden doch von da an seine Bestrebungen auch im Südosten des Reiches Beifall und Teilnahme,

und es begann damit die geistige Wiedereroberung von Landschaften, die durch katholisch-jesuitische Einflüsse deutscher Bildung fast völlig entfremdet worden waren.

Wie Gottsched auch im nördlichen und mittlern Deutschland gegen Mißachtung der deutschen Sprache anzukämpfen hatte, lehrt anschaulich der Briefwechsel mit seiner Braut. Diese teilte mit den vornehmeren Kreisen des deutschen Volkes die Überzeugung, daß es ein Zeichen von Bildung sei, an Verwandte und Freunde nicht deutsche, sondern französische Briefe zu schreiben. Welchen Einfluß aber ihr Bräutigam in dieser Beziehung auf sie gehabt hat, das zeigen ein paar Stellen aus ihren Briefen an ihn. Gottsched hatte sie aufgefordert, deutsch an ihn zu schreiben; darauf antwortet sie im Oktober 1730: „Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich französisch schreibe? Zu welchem Ende erlernen wir diese Sprache, wenn wir uns nicht üben und unsre Fertigkeit darinnen zeigen sollen? Sie sagen, es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eignen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgefitzten Leute schrieben französisch. Ich weiß nicht, was mich verleitet, Ihnen mehr zu glauben als jenen; aber so viel weiß ich, ich habe mir nun vorgesetzt, immer deutsch zu schreiben.“ Und in einem andern Briefe schreibt sie: „Sie haben mir neulich einen Verweis gegeben, daß ich lieber französisch schreibe; Sie stellten mir die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich mehr darinne zu üben, und ich fing schon an gerne deutsch zu denken und zu schreiben.“

Gottscheds ganzes Wirken war eine Ehrenrettung der deutschen Sprache gegenüber deren Verächtern, gegenüber denen, die im wissenschaftlichen Verkehr nur das Lateinische, im geselligen nur das Französische wollten gelten lassen. Was Thomafius mit seinem deutschen Anschlag am schwarzen Brete der Leipziger Universität und mit seinen deutschen Vorlesungen in Halle begonnen hatte, das vollendete Gottsched mit seinen Lehrbüchern und mit seinen Zeitschriften, die sich nicht an einen auserwählten Kreis gelehrter Fachgenossen, sondern an das große Publikum wendeten.

Als er die zum Teil von ihm selbst besorgte, zum Teil nur unter seiner Leitung entstandene Übersetzung des Bayleschen Wörterbuches veröffentlichte, beklagte er in der Vorrede zum zweiten Teile desselben die Hindernisse, welche sich dem Gebrauche der deutschen Sprache und der Aufklärung der Ungelehrten entgegenstellten, und als Gegner des Unternehmens bezeichnet er „die Feinde aller deutschen Bücher, die nicht ohne Verdruß ansehen können, wie man Künste und Wissenschaften so sehr entweiht, daß man sie in neuern Sprachen vorträgt und ihre Geheimnisse allen Unstudirten bekannt und gemein macht.“ Er rechnet zu den Gegnern ferner „die geschwornen Liebhaber der französischen Sprache,“ denen das Fremde, das Ungewöhnliche, ja das Dunkle sogar, das in auslän-

dischen Worten und ihren Verbindungen oft vorkommt, lauter esprit zu sein scheine, der sich im Deutschen unmöglich so sinnreich, so artig und anmutig geben und sagen lasse.

Im ersten Stücke seiner Zeitschrift: „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ veröffentlichte Gottsched einen Aufsatz: „Von der Schönheit der deutschen Sprache,“ und als ein Ausländer eine Erwiderung darauf geschrieben und die Schönheit der deutschen Sprache bezweifelt hatte, ließ er sich im fünften Bande der Zeitschrift noch einmal in einem geharnischten Aufsatze vernehmen. Er beginnt da mit den Worten: „Daß ein Ausländer wider die in dem ersten Stücke behauptete Vollkommenheit der deutschen Sprache Einwürfe gemacht, nimmt uns gar nicht Wunder. Es ist unsern Nachbarn gegen Mittag und Abend etwas Gewöhnliches, daß sie sich und alles Ihrige allein für klug, schön und vollkommen halten; alles aber, was diesseits der Alpen oder diesseits des Rheines liegt, mit Verachtung ansehen.“ Das war gegenüber der damals üblichen Beugung vor allem Ausländischen ebenso tapfer als wahr. Seinen Deutschen aber erspart Gottsched einen harten Vorwurf nicht, wenn er fortfährt: „Ob nicht unsre Landsleute durch ihre unmäßige Hochschätzung alles dessen, was ausländisch ist, an solcher Verachtung selbst Schuld haben, das will ich iho nicht untersuchen.“

In dem Aufsatze selbst weist Gottsched die Einwürfe des Ausländers nicht nur ab, er giebt sie ihm zum Teil zurück. Wenn der Ausländer der deutschen Sprache Armut vorwirft, antwortet Gottsched: „Gesezt, der Ausdruck geriete nicht allemal so kurz als der ausländische, so fehlt es uns doch nicht an einer Menge von kurzen Redensarten, die von Ausländern mit großer Weitläufigkeit gegeben werden müssen. Z. E. Wir sagen mit einem Worte reiten, fahren; und ein Franzose kann dieses nicht anders sagen als: aller à cheval, aller en carrosse. Hernach haben wir eine Menge Wörter, verschiedne Dinge auszudrücken, die ein Franzose in einem einzigen Worte vermischet. Wir sagen: einen Hut aufsetzen, eine Krause umbinden, das Kleid anziehen, den Mantel umnehmen, den Degen anstecken, das Gehenke umgürten. Alles dieses muß dem Franzosen das einzige *mettre* anzeigen, welches eine entseßliche Armut anzeigt.“

In dem erwähnten Aufsatze „Von der Schönheit der deutschen Sprache“ hat Gottsched alles das schon vorangedeutet, was er später für die deutsche Sprache gethan hat; es sind darin die Reime enthalten nicht nur aller Vorträge, sondern auch aller Schwächen seiner Thätigkeit auf sprachlichem Gebiete. „Will man zeigen, wie weit man es in der Schönheit der Sprache gebracht hat, so rede und schreibe man klar und deutlich.“ Das ist der Satz, von dem seine ganze Thätigkeit ausgeht; Klarheit und Deutlichkeit der Sprache sind das Ziel, dem seine ganze Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprache zustrebt.

Das war für die Sprache gar gut und heilsam, sofern seine Thätigkeit

gerichtet war gegen die Verfliegenheit und den Schwulst Lohensteinscher Ausdrucksweise und gegen die süßlichen und geschraubten, oft schier unverständlichen Redewendungen der Begnißschäfer, gegen die Krausheit und schwerfällige Gewundenheit des Kanzleideutsch und gegen die undeutsche, den fremden Sprachen nachgeahmte Satzfügung der Gelehrten, sofern sie endlich gerichtet war gegen die in die deutsche Sprache eingedrungenen, ganz entbehrlichen Fremdwörter und gegen die nur in einzelnen Gegenden Deutschlands verständlichen, mundartlichen Ausdrücke. Das allzu einseitige Festhalten an der Forderung der Klarheit und Deutlichkeit der Sprache führte allerdings dazu, daß man der von Gottsched geschaffenen Sprache mit Recht den Vorwurf kalter Glätte und Nüchternheit machen konnte, und die Fortentwicklung, welche die Sprache durch Männer wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder u. a. gefunden hat, müssen wir als einen großen Fortschritt über Gottsched hinaus preisen; immerhin bleibt es Gottscheds unbestreitbares Verdienst, mit eiserner Festigkeit an einer sprachlichen Schulung des ganzen Volkes gearbeitet und dem nach ihm kommenden deutschen Schrifttume eine feste Grundlage geschaffen zu haben.

Gottsched hatte das Zeug zu einem echten und rechten Gesetzgeber in sprachlichen Dingen, nur muß man es mit dem Ausdrücke „Gesetzgeber“ nicht zu streng nehmen. Man hat wohl von ihm als von einem Leipziger litterarischen Papste gesprochen, der einen Widerspruch gegen seine Entscheidung für unmöglich oder für ein Verbrechen hielt. So schlimm oder vielmehr so gut hat es aber niemals um seine Herrschaft gestanden, und er selbst hat solche Ansprüche, wenigstens in sprachlichen Dingen, nicht erhoben. Zwar hat er in seiner spätern Zeit, als eine wohlbegreifliche Verbitterung über ihn Herr geworden war, nicht immer verstanden, einer fortschreitenden Entwicklung auch seinerseits gerecht zu werden, zwar hat er sich eigensinnig gegen manches Neue gestemmt und Altes hartnäckig verfochten, als es nicht mehr zu retten war; aber was man so oft und nicht immer mit Unrecht von schulmeisterlicher Gesetzgeberei in Sachen der Sprache gesagt hat, das läßt sich auf Gottsched keineswegs so schlecht hin anwenden.

Gottsched hat eine deutsche Grammatik oder, wie er es nennt, eine „deutsche Sprachkunst“ geschrieben, aber er war frei von der Einbildung, daß ein Grammatiker ein Gesetzgeber der Sprache sei, und daß die Grammatik als einziges Bildungsmittel in Sachen der Sprache zu gelten habe.

Von seiner Aufgabe als Grammatiker sagt er, er sei so feck nicht, wider den Strom zu schwimmen, glaube auch nicht, daß die Gewalt eines Sprachlehrers so weit gehe, alles, was in einer Landessprache einigermaßen unrichtig sei, abzuschaffen. Die Grammatiker seien die Wächter der Sprache, nicht deren Schöpfer oder Gesetzgeber. Alles, was ein Sprachlehrer thun könne, sei dieses, daß er die verborgenen Schönheiten seiner Muttersprache auffuche, entdecke, anpreise und bei seinen Landsleuten in Schwang bringen helfe. Nur wo der

Gebrauch ungewiß oder verschieden sei, könne ein guter Sprachlehrer durch die Ähnlichkeit der meisten Beispiele oder durch die daraus entstandenen Regeln entscheiden, welcher Gebrauch dem andern vorzuziehen sei.

Daß er bei der Festsetzung der Regeln in seiner „deutschen Sprachkunst“ wirklich nach solchen Grundsätzen verfuhr, lehrt z. B. das, was er auf den Einwand erwidert, man solle die doppelte Verneinung im Deutschen nicht abschaffen. Er sagt da: „Ich würde es auch gewiß nicht thun, wenn es nicht schon von sich selbst abgekommen wäre. Aufbringen aber kann und mag ich es von neuem nicht.“

Wie bescheiden er von dem Verufe eines Grammatikers und von der Wirkung der Grammatik denkt, zeigt schon ein Satz aus dem ersten Stück der „Beyträge“ (I, 79), wo es heißt: „Ich bin geneigt zu glauben, daß man die deutsche Sprache, was den Anfang ihrer Verbesserung betrifft, mehr durch gut geschriebene Bücher als durch die Sprachkunst ins Aufnehmen bringen könne.“ Und in der später erschienenen Sprachkunst sagt er: „Man muß sich durch das Lesen der besten Schriftsteller in dem rechten Gebrauche der Sprache befestigen. Denn die Gewohnheit ist der große Lehrmeister der Sprache, und alle diejenigen fehlen, die aus Neuerungsucht was Besondres aushecken, das den Leuten fremd, neu, unerhört vorkommt.“

Gegenüber der Verwirrung und Ungleichmäßigkeit der deutschen Sprache zur Zeit Gottscheds war ein Mann nötig, der mit Verständnis und Geschmac aus dem Schwankenden auswählte, und dessen Einfluß groß genug war, um seinen Vorschlägen Ansehen und Geltung zu verschaffen. Gottsched war ein solcher Mann, und darum ist sein Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Schriftsprache so groß gewesen, darum hat es ihm nicht an treuen Jüngern, nicht an solchen gefehlt, die seine Vorschläge befolgten und mit Wort und That dafür eintraten.

Selbst ein Mann wie Bodmer, der später zu Gottscheds entschiedensten Gegnern gehörte, konnte sich anfangs dem Einflusse Gottscheds nicht entziehen. Gottsched hatte sich in den „Vernünftigen Tadelrinnen“ über die „Diskurse der Mahler“ von Bodmer und Breitinger anerkennend ausgesprochen, aber hinzugefügt, es fehle den Schweizern das Vermögen, sich in einer reinen hochdeutschen Schreibart auszudrücken, ihr Vaterland habe sie gehindert, in Worten und Redensarten die Richtigkeit zu beobachten, die sie in ihren Gedanken und Vernunftschlüssen bewiesen. Es sei daher zu wünschen, daß sie ihre Schrift noch einmal übersehen und mit Beihilfe eines rechten Kenners der Zierlichkeit unsrer Muttersprache alle diejenigen Stellen, die mehr nach der Schweiz als nach Deutschland schmeckten, ausbessern möchten. Bodmer ließ sich das nicht umsonst gesagt sein. Als er eine neue Streitschrift veröffentlichen wollte, schickte er die Handschrift derselben erst an Johann Christoph Clauder in Leipzig zur Ausmerzung der Sprachfehler, namentlich der schweizerisch-mundartlichen Ausdrücke.

Von seiner ersten Übersetzung des Verlorenen Paradieses (1732) erkannte Bodmer später selber an, sie sei eine schweizerische, und erst eine zweite, 1742 erschienene, nannte er eine deutsche.

Wie bei den Schriftstellern seiner Zeit, so war Gottscheds Einfluß auch in den Kreisen der Schule sehr bedeutend. Von seiner „deutschen Sprachkunst“ veranstaltete er selbst einen Auszug, den er „Kern der deutschen Sprachkunst“ nannte und auf dem Titel ausdrücklich „zum Gebrauche der Jugend“ bestimmte. Das Buch fand in vielen Schulen Eingang und erlebte, einen Wiener Nachdruck ungerechnet, noch zwanzig Jahre nach Gottscheds Tode eine achte Auflage. Bei der unter Friedrich dem Großen durch den Abt Felbiger bewirkten Neugestaltung des Schulwesens in Schlesien wurde Gottscheds „Kern der deutschen Sprachkunst“ unter den „klassischen“ Schulbüchern mit aufgeführt.

Sehr wohlthuend berührt es, wenn Gottsched in der Vorrede dieses Büchleins, mit welcher es „sämtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland“ gewidmet wird, nicht nur auf eine Aneignung sprachlicher Kenntnisse bringt, sondern als die Hauptsache bezeichnet, daß durch den Sprachunterricht den Schülern „Hochachtung und Liebe zu ihrer Muttersprache“ eingepflanzt werden solle. „Erziehen Sie dadurch — schreibt er in dieser Vorrede — Ihrem Vaterlande rechtschaffene Patrioten, die auch das Einheimische kennen und lieben, nicht aber aus Vorurteilen nur die Sprache der Ausländer hochschätzen.“

Sieht man das Buch genauer an, so muß man zu der Überzeugung gelangen, daß man es mit einem für seine Zeit sehr tüchtigen Schulbuche zu thun habe. Sa es ließe sich manches aufzählen, was das Buch vor vielen der jetzt gebräuchlichen deutschen Schulgrammatiken voraus hat. Dahin gehört namentlich das sehr oft zu bemerkende Eingehen auf die Wortbedeutung. Wenn auch dabei manches irrige mit unterläuft, worüber man sich bei dem damaligen Stande der Wortherleitungslehre kaum wundern darf, wenn z. B. Fessel von fassen, Knebelbart von Knabenbart abgeleitet wird, oder wenn es u. a. heißt: „aus futtern, füttern ist Vater, der seine Kinder ernährt, entstanden,“ so findet sich doch auch vieles richtige, und diejenigen Schulgrammatiken dürften heute selten sein, in denen z. B. wie in Gottscheds „Kern der deutschen Sprachkunst“ der sinnliche Inhalt des Wortes „heucheln“ durch das Zurückgehen auf „hauchen“ klar gemacht würde. Auch mancher Ansatz zur Lehre von den sinnverwandten Wörtern findet sich in dem Buche, wie denn Gottsched dieser Lehre seine Aufmerksamkeit bereits im ersten Stücke der „Beiträge“ (S. 70) und später in einem besondern Buche, das unter dem Titel: „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten“ (1758) erschien, gewidmet hat.

Ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst Gottscheds ist dasjenige, welches er sich durch Zurückdrängung wilder Regellosigkeit und eigenmächtiger Neue-

rungssucht in Sachen der deutschen Rechtschreibung erworben hat. Seine Vorschläge in dieser Beziehung waren so maßvoll und so wohlbegründet, daß es ihnen nicht schwer wurde, zu ziemlich allgemeiner Geltung durchzudringen und so Gleichmäßigkeit an Stelle mannichfaltigster Verschiedenheiten zu setzen. Bis auf den heutigen Tag ist fast von niemand der erst von Gottsched zur Geltung gebrachte Vorschlag angefochten worden, nach langem Selbstlaut nur einfachen Mitlaut zu setzen, während man vor Gottsched ebenso oft „auff“ wie „auf“ lesen konnte. Freilich hat Gottsched mit seinem Einflusse auch durchgesetzt, daß gleichlautende Wörter je nach dem verschiedenen Sinne auch verschieden geschrieben werden mußten, sodaß man z. B. stets „wider“ und „wieder“ zu unterscheiden hatte, wie es schon früher, namentlich von Schottel, vorgeschlagen worden war, ohne allgemeine Beistimmung zu finden.

Als einen weiteren Vorzug des Gottschedschen Schulbuches für den deutschen Sprachunterricht könnte man es betrachten, daß es sehr oft auf die Mundarten Rücksicht nimmt, wenn dies nicht in den meisten Fällen nur zu dem Zwecke geschähe, mundartliche Ausdrücke als für die Schriftsprache nicht geeignet zurückzuweisen. Das führt uns auf die größte Leistung Gottscheds in sprachlichen Dingen.

Deutschland bedurfte einer einheitlichen Schriftsprache. Das deutsche Volk begann zur Zeit Friedrichs des Großen, wenn auch leise und schüchtern, sich als eine Einheit zu fühlen, die Teilnahme am deutschen Schrifttum drang in immer weitere Kreise, man fühlte das Bedürfnis, sich um die nunmehr immer öfter deutsch redende Wissenschaft zu kümmern, es traten Dichter auf, die man nicht unbeachtet lassen durfte, die man kennen mußte, wenn man zu den Gebildeten gezählt sein wollte. An den bisher so sehr vernachlässigten Mittelstand wendeten sich die in immer größerer Zahl auftauchenden „moralischen“ Wochenschriften. Wo aber gab es eine Sprache, die in allen Teilen Deutschlands mit gleicher Leichtigkeit verstanden wurde? Sah man der Sprache vieler Bücher und Wochenschriften nicht auf den ersten Blick an, daß man bei der Abfassung nur einen räumlich abgegrenzten Bruchteil des deutschen Volkes im Auge gehabt hatte?

Hier trat Gottsched helfend ein. Er war nicht ein Sprachforscher im heutigen Sinne des Wortes, nicht ein Vertreter der sogenannten „historischen Grammatik“, die bis zu den ältesten Zeiten der Sprache zurückgeht und deren Aufgabe es ist, die Sprachverhältnisse in jener Durchsichtigkeit und Klarheit darzustellen, die nur im Jugendalter der Sprache deutlich hervortritt, im Laufe der Zeit aber immer mehr schwindet. Gottsched nimmt wohl auch an den frühesten Stufen der deutschen Sprache gemüthlichen Anteil, er kümmert sich um sie, aber mehr aus vaterländischer als aus Sprachbegeisterung. Er berichtet in seinen Zeitschriften über Alfila und Otfried, er schreibt eine Festschrift über die Gneit Heinrichs von Belfefe, er übersetzt den alten Reineke Fuchs und druckt Luthers Send-

brief vom Dolmetschen unter Beifügung sehr anerkennender Worte in seinen „Beiträgen“ ab, aber er thut das alles gleichsam nur zu einer Ehrenrettung der Deutschen, nur um zu beweisen, daß auch frühere Jahrhunderte schon tüchtige Erzeugnisse des deutschen Schrifttums aufzuweisen haben, wie er denn auch sein, den Litteraturgeschichtschreibern des angehenden neunzehnten Jahrhunderts noch ganz unentbehrliches Buch, den „Nötigen Vorrat zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst,“ in gleicher Absicht ausgearbeitet und veröffentlicht hat. Gottsched war in allen diesen Stücken viel mehr Litteraturgeschichtschreiber als Sprachforscher. Die alte Sprache zu benutzen, um durch sie Licht auf die neuere zu werfen, das fiel ihm selten oder gar nicht ein, und wo in seiner „Sprachkunst“ alte Wortformen einmal angeführt werden, da handelt es sich manchmal gar nicht um sprachliche Aufklärungen, sondern, wie es das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert nannte, um „curieuse“ Dinge.

Die Sprache der Gegenwart durch Entlehnungen und Wiederbelebungen aus der alten Sprache zu bereichern, das ging noch über Gottscheds Auffassung und Verständnis hinaus. Zwar hatte er in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (1737) zugegeben, daß die alten Bücher mitunter Wörter enthielten, die noch ganz gut zu gebrauchen seien, und daß ein Dichter Dank verdiene, wenn er diese — aber mit Verstand und mäßig — anwende. Aber was hier den Dichtern in einzelnen Fällen erlaubt sein sollte, das wollte Gottsched noch lange nicht der Sprache im allgemeinen zugestehen, und in der später erschienenen „Sprachkunst“ spricht er es geradezu als seine Überzeugung aus, daß die Erforschung unsers Sprachaltertums für das Hochdeutsche, wie es nun geschrieben werden müsse, wenig oder gar keine Frucht trage.

Gottsched war nicht ein Mann, der sich grübelnd und sinnend in das Wesen und in die Schönheit der Sprache hätte vertiefen mögen, ihm kam es vor allem darauf an, der Sprache diejenige Gestalt zu geben, die sie zum bequemen Gebrauche für die Allgemeinheit geeignet machte, und Mittel zu schaffen, die jeden in den Stand setzten, sich zum bequemen und richtigen Gebrauche zu befähigen.

Mit durchaus richtigem Blicke knüpfte er dabei an eine naturgemäße Sprachentwicklung an, und was er damit geschaffen hat, macht ebenso seinem Scharfblicke wie seiner Selbstverleugnung Ehre.

Was man zu seiner Zeit etwa als allgemein gültige Schriftsprache bezeichnen konnte, das beschränkte sich auf Mitteldeutschland. In Nord- und Süddeutschland herrschten die Mundarten nicht nur in der Umgangssprache, sondern übten auch auf die in diesen Gegenden verfaßten und gedruckten Schriften einen solchen Einfluß aus, daß ein allgemeines Verständnis dieser Schriften wesentlich erschwert, wenn nicht gar gehindert wurde. Indem Gottsched das Mitteldeutsche als Grundlage der deutschen Schriftsprache festsetzte, knüpfte er an eine Entwicklung an, die sich im Laufe von Jahrhunderten fast unbewußt vollzogen hatte.

Luthers Sprache, an die kursächsische Kanzleisprache angelehnt, war in der Hauptsache ein Mitteldeutsch, und was im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an deutschen Schriften von größerer Bedeutung erschien, das entstand zumeist in Mitteldeutschland und unter dem Einflusse von Luthers Sprache. Das Schrifttum derjenigen Gegenden, die von der lutherischen Kirchenverbesserung nicht berührt worden waren, läßt sich dem, was auf dem Gebiete des lutherischen Kirchenliedes, der lutherischen Erbauungsschriften, der lutherischen Geschichtsschreibung u. s. w. erschienen war, durchaus nicht gleichstellen, und je weiter wir nach dem Norden oder Süden Deutschlands kommen, desto mehr zeigen sich die Einflüsse der Mundart auch in gedruckten Schriften wirksam; da finden wir z. B. auf der einen Seite Lauremberg, auf der andern Abraham a Sancta Clara. Noch heute findet jeder nur mit der deutschen Schriftsprache vertraute, daß sich Werke von Opitz, Fleming oder Gryphius leichter verstehen lassen als solche von Lauremberg oder dem Pater Abraham.

Daß Gottsched mit Bewußtsein an diese Entwicklung der deutschen Schriftsprache anknüpfte, ergibt sich aus vielen Stellen seiner Schriften. In der „Sprachkunst“ sagt er u. a.: „Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist seit der Glaubensreinigung nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meissen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt a. M. größtenteils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die Fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt worden, so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die Oberhand bekommen.“ Und an einer andern Stelle desselben Werkes, in der Einleitung zu dem Abschnitte „Von der Wortfügung,“ macht er den Franken und Niedersachsen gegenüber, die sich etwa auf die Pegnitzschäfer, auf den Elbschwanenorden und auf Besens Deutschgesinnte Genossenschaft berufen möchten, geltend, daß die namentlich in Obersachsen einflußreiche Fruchtbringende Gesellschaft viel mehr Ansehen genossen habe, daß aus ihr Schriften hervorgegangen seien, „denen jene nichts gleiches entgegensetzen können,“ z. B. die Schriften von Opitz und von Dietrich von dem Werder, und daß endlich „sowohl die Pegnitzschäfer als die Jesianer sich teils durch ihre Spielwerke und Ländeleien, teils durch orthographische Seltsamkeiten verächtlich und lächerlich gemacht, welches man von den Gliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft nicht sagen kann.“

Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß es innerhalb der Sprache der sächsischen, schlesischen, thüringischen Schriftsteller noch immer große Verschiedenheiten gab. Wie sollten die ausgeglichen werden? Welche Mundart sollte zur Richtschnur für die Entscheidung zwischen dem Schwankenden genommen werden? Oder sollte der sächsische Dichter die Reinheit der Reime auch ferner nach der sächsischen Aussprache bestimmen, der schlesische nach der schlesischen? Gottsched

entschied sich für die ober-sächsishe oder meißnische Mundart als für die ausschlaggebende. Er lieferte damit einen Beweis seiner Einsicht und seiner Unbefangenheit; nicht die Mundart seiner engern Heimat Preußen, nicht die der sonst von ihm so hochgeschätzten schlesischen Dichter soll herrschend werden, sondern eine Mundart, die er sich selbst erst durch Übung zu eigen machen muß, für deren Wert er aber anführen kann, daß sie der bisherigen Sprachentwicklung am angemessensten ist.

Etwas völlig neues hatte er mit dieser Entscheidung freilich nicht gesagt. Schon im Jahre 1691 hatte Kaspar Stieler, der in Sprachdingen so fein führende Verfasser eines deutschen Wörterbuches, allerdings in einem Stile, der an Lohensteinschen Schwulst erinnert, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen gepriesen als „den großmächtigen Beherrscher der wahren Sitz- und Stammhäuser der hochdeutschen Reichssprache, einen Herrscher über solche Städte und Festungen, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen und aufs glücklichste ausgezietet und geschmückt worden, auch noch täglich einen erneuten und mehr lieblichen Glanz empfähet: ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg und die süßeste aller Städte, Leipzig.“ Das ist dem Sinne nach genau dasselbe, was Gottsched von der hohen Schule zu Wittenberg und von dem Bücher erzeugenden Leipzig sagte.

Gottscheds Bevorzugung der meißnischen Mundart ist übrigens viel mißverstanden und viel verspottet worden. Man fragte, warum man sich denn wohl gerade nach der Sprache der Meißner Weingärtner und der ober-sächsischen Bauern richten sollte, und jeder, der Gottsched mißverstanden, lebte der Überzeugung, daß die Mundart seiner Heimat mindestens nicht gemeiner klinge als die der Meißner oder Ober-sachsen. So hatte es aber Gottsched gar nicht gemeint. Er wollte sich nicht an eine Büchersprache anschließen, sondern an eine gesprochene, aber keineswegs an die, welche die gemeinen Leute in Meissen sprachen. Eine Sprache für Gebildete wollte er schaffen, und bei Gebildeten suchte er sie. In seiner Zeitschrift „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ (I, 584) spricht er geradezu aus, das eigentliche und wahre Hochdeutsch sei „eine gewisse ausgesuchte und auserlesene Art zu reden,“ die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe und die man „die Mundart der Gelehrten, wohl auch der Höfe“ nennen könne. Sie müsse von allen Provinzialwörtern geschieden werden wie der Weizen von der Spreu. Daß der „unbeständige Pöbel“ auch in Ober-sachsen zu gewissen Unrichtigkeiten und Verfälschungen der Wörter geneigt sei, giebt Gottsched gern zu; er sagt z. B., Leipzig, Halle und Merseburg lägen nahe bei einander und alle drei sprächen gut ober-sächsisch, doch höre man da „Tott“ und „jut“ neben „Gott“ und „gut“; fest aber steht ihm, daß wir „in Deutschland ohne Zweifel der kursächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemacht und im Schreiben eingeführt worden.“

Auch beschränkte sich die von Gottsched gerühmte Mundart der Gebildeten keineswegs auf das eigentliche Meissen. Im ganzen mittleren Deutschland hatte sich durch gegenseitige Ausglei chung in den höhern Schichten der Gesellschaft eine ziemlich verbreitete Umgangssprache gebildet, die sich von der Sprache der mitteldeutschen und mancher norddeutschen Dichter kaum merklich unterschied, und in der Gottsched mit vollem Rechte die Grundlage einer neuen einheitlichen Sprache fand. Darum sagt er in einer Anmerkung zur ersten Rechtschreibregel seiner Sprachkunst: „Was ich hier von der ober sächsischen Aussprache sage, will ich keineswegs auf das einzige Meissen gedeutet haben. Wir können sicher auch das ganze Vogtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und wohlgefitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen, welches man nach dem Sitze des vornehmsten Hofes das Ober sächsische zu nennen pflegt.“

(Schluß folgt.)



Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst.

2.



ußer dem thörichten Treiben der „Volksmänner“ und ihrer Gefolgschaft machten dem Herzog Ernst auch gewisse konservative Kreise Schmerzen, die sich gegen die von ihm beabsichtigten liberalen Reformen sträubten, und nicht weniger Unruhe und Ärger verursachten ihm und seinen Verwandten in Brüssel und London Bestrebungen, welche, teils durch die Unfähigkeit der thüringischen Kleinstaaten zu dauerndem Widerstande gegen die Revolution, teils durch Gelüste in dem größten von ihnen, auf ihre Kosten noch größer zu werden, hervorgerufen, auf Bildung eines thüringischen Gesamtstaates oder gar eines neuen Königreichs unter Mediatisirung der Herzöge und Fürsten, eine Zeit lang auch auf Vereinigung der Länder und Ländchen der letztern mit dem Königreiche Sachsen abzielten.

Daß die Regierungen der traurigen Erscheinungen von 1848 nicht Herr werden konnten, war eine That sache, die sich aber nicht bloß auf die kleinen Staaten beschränkte. Trotzdem wurde für letztere daraus gefolgert, daß sie lebensunfähig und somit aufzulösen seien. Diese Frage wurde in Frankfurt und